

Nava Ebrahimi

Wozu Theologie?

Vortrag am 16. Juni 2023 an der Katholisch-Theologischen Fakultät Graz

Herr Professor Ebenbauer und sein Team haben mich dazu eingeladen, heute hier diesen Auftakt zu gestalten, was mich sehr freut und ehrt. Ich nehme jeden Auftrag sehr ernst, aber besonders diesem bin ich mit großem Respekt begegnet.

Sie sind allesamt ausgewiesene Expert:innen der Theologie im Allgemeinen und eines Teilgebietes im Speziellen. Ich hingegen habe gerade so mein Studium der Volkswirtschaftslehre geschafft und bin Schriftstellerin, das heißt, ich kenne mich auf keinem Fachgebiet wirklich aus. Dann stamme ich auch noch aus einer muslimischen, schiitischen, aber nicht praktizierenden Familie. Also wirklich gar nichts praktizierenden Familie – keine Gebete, kein Ramadan, nichts. Das einzige iranische Fest, das wir feiern, wenn es in den Kalender passt, ist Nowruz, also ein vorislamisches. Meine Großmutter vergaß zwar nie, *inshallah* dazuzusagen, wenn sie eine Aussage über ein zukünftiges Ereignis traf, aber das war es schon. Mein Vater war Kommunist, hatte also mit Religion nichts am Hut. Meine Mutter verehrte den Schah und nimmt dem Islam bis heute übel, dass eine sogenannte Islamische Revolution die Monarchie zu Fall brachte. Ich besuchte nie so etwas wie islamischen Religionsunterricht, dafür als einzige Nichtkatholikin eine katholische Grundschule in Köln und später ein protestantisches Gymnasium im Westerwald. Ansonsten kann ich nur noch in die Waagschale werfen, dass ich sehr gerne den Podcast *Unter Pfarrerstöchern* höre, allerdings bin ich beim Übergang von Mose zu Josua wegen dramaturgischer Schwächen des Skriptes fast abgesprungen.

Viel mehr kann ich nicht bieten. Ich kann auch nur erahnen, wie viel Konfliktstoff die Beziehung zwischen der Theologie als Wissenschaft und den Kirchen birgt. Mich als Außenstehende irritiert es bereits, dass das Theo-

logiestudium an einer staatlichen Hochschule auf einen Beruf vorbereitet, von dem Frauen ausgeschlossen sind .

Bei all meiner Lückenhaftigkeit: Sie haben wohl nicht ohne guten Grund mich eingeladen und so möchte ich Ihnen einige Gedanken aus meiner Warte liefern.

Anfang Mai durfte ich die Grazer Vorlesung zur Kunst des Schreibens im Literaturhaus halten. Auch diesen Auftrag nahm ich sehr ernst und zum Anlass, herauszufinden, was mich zum Schreiben drängt, was ich ausdrücken und mitteilen möchte, wie ich zu meinen Figuren und Geschichten komme – oder sie zu mir. So Dinge sagen wir Schriftsteller:innen oft: dass wir heimgesucht werden, dass Charaktere, die wir selbst erschaffen haben, ein Eigenleben entwickeln, dass wir uns vom Text forttragen lassen, dass wir aus Quellen schöpfen, von deren Existenz wir nichts wussten. Ich habe diese Erfahrungen beim Schreiben schon früh gemacht: dass ich mich immer wieder selbst erstaune, und ich habe das immer unhinterfragt als spirituell empfunden: als selbstvergessenes Streben und Suchen *nach*, als Ringen und Bemühen *um*. Wonach? Worum?

Wenn ich schreibe, treiben mich zwei Gedankenspiele an. Erstens: Was wäre gewesen, wenn? Was wäre zum Beispiel gewesen, wenn meine Eltern ihre Heimat nicht verlassen hätten, als ich zwei Jahre alt war, wer wäre ich geworden, wenn ich in Iran aufgewachsen wäre? Also in einer Islamischen Republik, einem inzwischen offenen Terrorregime? Gehörte ich zu jenen mutigen Frauen, die auf die Straße gehen und ihr Leben riskieren? Hinter dieser Frage, hinter allem Hadern mit der Kontingenz steht, glaube ich, letztlich die Suche nach so etwas wie einem Ich, dem innersten Kern des Ichs, einer unveränderlichen, von äußeren Einflüssen unabhängigen Essenz meiner Persönlichkeit.

Wer bin ich hier geworden, wer wäre ich dort geworden, wer bin ich eigentlich? Gibt es dieses „Eigentlich“ überhaupt? Vermutlich liegen diese Fragen näher oder vermutlich sind sie einfach nur offensichtlicher, wenn man die Erfahrung des Exils gemacht hat bzw. von den Eltern ins Exil mitgenommen wurde. Die Essayistin Asal Dardan bringt das in ihrem Buch *Betrachtungen einer Barbarin* so auf den Punkt:

„Man ist nicht mehr das, was man geworden ist.“

Da klafft eine Lücke. Diese Aussage können heute sicherlich viele Menschen nachempfinden, ob mit unmittelbarer Migrationsgeschichte oder nicht.

Ich bin, wie gesagt, alles andere als bibelfest, aber als ich diesen Satz las, musste ich gleich an die Antwort Gottes an Mose denken:

„Ich werde sein, der ich sein werde.“

Das wäre eine schöne Gewissheit und eine Biografie ganz ohne Lücke, aber wird sind halt nur Menschen, kein Gott, und deshalb, eben wegen dieser Lücken, schreibe ich wohl.

Das zweite Motiv, das mich zum Erfinden von Charakteren und Geschichten drängt, hängt mit dem ersten zusammen. Ich versetze mich beinahe zwanghaft in andere Menschen hinein. Wie weit kann ich dabei gehen? Es reizt mich, das zu erkunden. Kann ich die Welt zum Beispiel, wie ich es mir in meinem zweiten Roman angemaßt habe, glaubhaft aus der Sicht eines Kriegsveteranen schildern, der im Rollstuhl sitzt und unter den Spätfolgen von Giftgas leidet? Kann ich die Welt aus der Sicht eines gewaltbereiten Neonazis schildern? Oder schaffe ich es nur bis zum Kickl-FPÖ-Wähler? Wie weit reicht meine Empathie? Auch das dient letztlich der Ich-Bestimmung: Was kann mein Ich noch fassen, auf wen kann ich es ausdehnen – oder beinhaltet es womöglich all diese Entitäten, sind sie am Ende gar ein Teil von mir?

Ich schreibe intuitiv, nähere mich meinen Stoffen nie mit der Absicht, eine Botschaft zu verbreiten, ich bin generell keine große Theoretikerin, aber letztlich, so habe ich herausgefunden, sind es diese Fragen, die mich umtreiben und an den Schreibtisch bannen: Wer bin ich, wo fange ich an, wo höre ich auf, in welcher Beziehung stehe ich zu meinen Nächsten, zu meiner Umwelt? Und vor allem: Wie lebe ich als handelndes Subjekt mit diesem Verstricktsein? Wie gehe ich mit der Verantwortung und der Schuld um, die ich unvermeidbar auf mich lade? Die britische Autorin Rachel Cusk schreibt in ihrem Roman *Kudos*:

„Es wäre eine interessante Vorstellung, dass der erzählerische Impuls nicht – wie gemeinhin angenommen – auf das Verlangen zurückgeht, Geschehnisse sinnhaft anzuordnen, sondern auf den Wunsch, jede Schuld zu vermeiden; mit anderen Worten, wir nutzen den erzählerischen Impuls strategisch, um uns von Verantwortung zu entlasten.“

Das ist so etwas wie Rachel Cusks Quintessenz aus vielen Gesprächen mit anderen Menschen: Wir erschaffen Narrative und erzählen sie uns und allen anderen in Dauerschleife, damit wir am Ende unschuldig dastehen.

Das wäre mir zu einfach, doch auch ich beschäftige mich in meinen Romanen stark mit dem Thema Schuld und verarbeite dabei offen oder versteckt Autobiografisches. Wie Rachel Cusk glaube ich, dass wir vieles unternehmen, um am Ende gut vor uns selbst dazustehen. Und wenn uns das nur schwerlich gelingt, aus welchen Gründen auch immer, schrauben wir an unseren Narrativen herum.

These oder besser Frage: Vielleicht macht das Konzept des Narrativs gerade deshalb so Karriere, weil ethisches Handeln für jede einigermaßen wache Zeitgenossin unglaublich kompliziert geworden ist? Die Verstrickungen, und damit die Gelegenheiten, bei denen ich mich heute schuldig machen kann, waren noch nie so zahlreich und unüberschaubar wie jetzt: einmal im Supermarkt unachtsam gewesen und Schnittlauch aus Kenia gekauft, und schon zur weiteren Wasserverknappung in dem afrikanischen Land beigetragen, wieder Kleinbauern ein Stück Lebensgrundlage entzogen. Die Frage nach Schuld und Verantwortung, für unsere Mitmenschen und den Planeten insgesamt, hat durch Kapitalismus und Globalisierung eine Reichweite und ein Maß an Komplexität erreicht, dass sie für einen allein nicht mehr zu bewältigen ist, viele überfordert und nach ganz neuen Antworten, zumindest Denkansätzen verlangt.

Wenn die praktische Vernunft nicht mehr die Kraft habe, so Habermas,

„in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten“,

dann verfehle sie ihre Bestimmung. Das stellte Habermas 2007 in seinem Essay noch in Frage, wenn ich es richtig lese. Ob wir inzwischen klar attestieren können, dass die praktische Vernunft daran gescheitert ist? Wenn ich mir ansehe, was der Tod vieler Hundert Menschen, die vorgestern morgen vor der Küste Griechenlands ertrunken sind, auslöst, tendiere ich zu: Ja. Nämlich Worte der Betroffenheit, aber Handlungen der Abwehr. Wir wehren das Leid der Anderen ab, internieren es in Auffanglagern, bald noch vor den Toren Europas.

Wer ist eigentlich „Wir“? Wer ist die Gemeinschaft, mit der wir uns solidarisch fühlen, zu fühlen in der Lage sind? Die Nation als Solidargemeinschaft hat jedenfalls ausgedient, auch wenn manche den Nationalismus wieder aufwärmen wollen. Die Herausforderungen, die Probleme, vor denen wir stehen, haben sich entgrenzt, das Vertrauen in Staaten als Akteure schwindet. Diese Entgrenzung macht vielen Menschen Angst und viele orientie-

rungslos. Da tut sich – je nach Sichtweise – ein Abgrund auf, ein Vakuum, oder ein ganz neuer Spielraum, zum Beispiel für Formen des Glaubens, angedockt an Konfessionen, aber mit neuer Weite.

Ich habe, wie bereits erwähnt, als ‚Quasi-Muslimin‘ viel Zeit unter Katholikinnen und später Protestantinnen verbracht. Ich habe mich nicht explizit ausgeschlossen gefühlt, das nicht, aber ich nahm diese Gemeinschaft von außen als geschlossen wahr. Ich durfte mitmachen, dabei sein, aber es war klar, dass ich nicht dazugehörte. Ich sah vor allem, was mich von ihnen trennte. Mir schienen von außen alle, die dazugehörten, als absolut klar in ihrem Bekenntnis, über jeden Zweifel erhaben. Im konfessionellen Religionsunterricht, den ich freiwillig besuchte, diskutierten wir später in meiner Schullaufbahn gelegentlich strittige gesellschaftliche Themen – der Glaube an sich schien jedoch gesetzt.

Fast peinlicherweise muss ich zugeben, dass ich erst in jüngster Zeit durch besagten Podcast von Sabine Rückert und Johanna Haberer verstanden habe, wie sehr die Bibel bzw. die darin handelnden Figuren von der Erfahrung der Fremdheit, vom Zweifel und von inneren Widersprüchen geprägt sind. Wie unvollkommen und undurchsichtig selbst Gott darin bisweilen wirkt. Wie viel Ambivalenz und Ambiguität die Bibel nicht nur toleriert, sondern selbst hervorbringt. Angesichts des Bildes, das die Kirchen abgeben, das ich mir von der Kindheit an vom Christentum gemacht habe, überraschte mich das.

Die historische und geografische Einordnung vieler zum Beispiel alttestamentarischer Begebenheiten in dem Podcast löste in mir nicht aus, dass ich die Texte für überkommen hielt, im Gegenteil. Mir wurde – peinlicherweise – zum ersten Mal so richtig klar, dass die Bibel, dass die Chronisten jener Zeit existenzielle, menschliche Erfahrungen in Zeiten großer Umbrüche festhielten, deuteten, verarbeiteten. Das Historisieren führte in meinem Fall dazu, dass ich mich erstmals verbinden konnte mit der Bibel, dass ich den Wahrheitsgehalt und paradoxerweise die Relevanz für unser Heute erkennen konnte. Die Kontinuität und das Universelle zu sehen, eröffnete mir einen ganz neuen Zugang. Mein Verhältnis zu so etwas wie einem Glauben oder gar zu so etwas wie einem Gott kann ich Ihnen nun zwar immer noch nicht klar umreißen, das wird wohl ein ewiges Tasten bleiben, aber das ist die Weite, von der ich sprach, die auch sicherlich vielerorts, in vielen Gemeinden praktiziert wird, aber die ich so im großen Gesamtbild, das die Kirchen abgeben, nie wahrgenommen habe und noch nicht wahrnehme.

Am meisten überraschte mich, wie zentral das Moment der Fremdheit in

den biblischen Texten ist. Fremdheit gegenüber anderen, gegenüber sich selbst, gegenüber Gott. „Man ist nicht mehr das, was man geworden ist“, dieses Zitat von Asal Dardan, mit dem sie speziell die Erfahrung des Aufwachsens im Exil beschreibt, lässt sich vor diesem Hintergrund auf so viele Weisen deuten. Da ist jedenfalls eine Lücke zwischen dem, was man einmal war und zu was man sich daraus hätte entwickeln können, und dem, was man tatsächlich geworden ist. Da schwingt auch eine Ernüchterung, vielleicht sogar Enttäuschung darüber mit, was man geworden ist. Ich hoffe, meine Freundin Asal verzeiht mir, wenn ich diesen Satz in einen religiösen Kontext stelle und verbinde mit dem Bewusstsein von dem, was fehlt. Und davon, was wir sein könnten, wie unser Leben auf dem Planeten aussähe, wenn es nicht fehlte.

Ich glaube, sehr viele Menschen leben mit diesem Bewusstsein oder vielmehr mit dem diffusen Gefühl, dass etwas fehlt. Sehr konkret hingegen scheint bei vielen Menschen das Gefühl, dass sie das, was fehlt, für das Geld, das regelmäßig von ihrem Konto an die Kirche abfließt, nicht bekommen. Viele Menschen fühlen das so konkret, dass sie austreten.

Mir leuchtet ein, dass diese Entwicklung auch die Theologie unter Druck setzt. „Wer braucht heute Theologie, und wozu?“ lautet der Titel dieses Auftaktvortrages. Aufgrund meiner persönlichen Geschichte, meiner Profession und meiner späten Erkenntnisse dank des erwähnten Podcasts kann ich mich dieser Fragestellung zusammenfassend mit dieser Aussage nähern:

Wenn die Religionen, genauer die Kirchen, relevant bleiben wollen als Orientierungshilfe in ethischen Fragen und als Beistand an allen wichtigen Übergängen im Leben der Menschen, dann kann das vielleicht,

zum Beispiel,

so glaube ich,

gelingen, weil Theolog:innen ein stärkeres Bewusstsein für das Verbindende, zumindest für die drei großen Buchreligionen, schaffen, sodass etwa junge Menschen erkennen können, aus welchen zutiefst existenziell menschlichen Erfahrungen, Bedürfnissen und auch Notwendigkeiten heraus sie allesamt entstanden sind. Und dass sie mit den mentalen und ethischen Herausforderungen, vor denen wir heute stehen, daran anknüpfen können. Weil sie sich im Idealfall in dieser Kontinuität sehen. Ob und in welcher Form man dafür an einen Gott glauben muss – auch das hätte dann die Weite, die ich vermisse.

Ganz praktisch: Ich halte nicht viel vom konfessionellen Unterricht, in dem die Schüler:innen getrennt und zugeordnet werden, als hätten sie verschiedene Handyverträge. Als ginge es letztlich nicht um dasselbe. Erst einmal muss man doch verstehen, was das Gemeinsame ist: das im Menschen offenbar angelegte Verlangen, eine wie auch immer geartete höhere Stelle anzurufen. Erst dann, glaube ich, von diesem gemeinsamen Boden ausgehend, kann man die Schönheit der Pluralität entdecken.

Vielen Dank.

[Nava Ebrahimi](#) ist Schriftstellerin und lebt seit 2012 in Graz. Neben anderen Preisen wurde sie mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis 2021 ausgezeichnet. Zu ihren Veröffentlichungen zählen die Romane *Sechzehn Wörter* (2017) und *Das Paradies meines Nachbarn* (2020).